

„Müde Augen sehen wacher“

(von Kevin Schliewe, Lehrkraft für Geschichte, PGW und Geographie)

Den Kopf an die beschlagene Scheibe gelehnt, in den Nacken gelegt oder auf dem warmen Schoß der Freundin ausgeruht, bewegen wir uns bereits am frühen Morgen in Richtung Auschwitz – oder Oswiecim, wie wir auf Polnisch am Bahnsteig lesen können. Vorbei an nackten Laubbäumen und weiten Feldern, die hier und da lediglich durch Streifen schmelzenden Schnees bedeckt werden. Es ist nochmal kühler und feuchter als in Krakau. Und die Glätte des Bahnhofvorplatzes weicht erst am Nachmittag den matschigen Böden vor den Häftlingsbaracken.

Am Vorabend waren wir erst spät in Krakau angekommen. Unsere Schülerinnen und Schüler, oftmals als bildungsfern etikettiert, haben sich freiwillig dazu entschieden, die zwölf Stunden Anreise aus Hamburg in Kauf zu nehmen. Drei von ihnen leben erst seit wenigen Jahren in Deutschland, die Mehrheit kommt aus muslimischen Familien und auf der Hinfahrt teilen sie Buchempfehlungen zur Geschichte Palästinas. Einige fragen sich, wie schlimm die Verbrechen an den Juden wirklich waren.

Und dann stehen wir gemeinsam vor dem Eingangstor des Stammlagers und lesen dessen eiserne Aufschrift: „Arbeit macht frei“. Es sind nur drei Worte, aber ihr zynischer und menschenverachtender Charakter verraten die NS-Ideologie wie nur wenige andere. In Polen hat man auch vom Sarkasmus der Deutschen gesprochen. Die Stille und der Ernst, die sich mit dem Besuch des Lagers um uns gelegt haben, wirken wir ein Schutzpanzer vor den schockierenden Tatsachen.

Durch die Gedenkstätte werden wir von einer zierlichen, aber distanzierten Frau geführt, die selbst in Oswiecim lebt. In ihrer Stimme liegt Bestimmtheit, die nur Menschen eigen sein kann, die sich trotz jahrzehntelanger Auseinandersetzung mit den deutschen Verbrechen noch immer von ihnen betroffen fühlen. Sie, Bozena Kramarzyk, braucht ihre Stimme nicht zu erheben, um unsere Aufmerksamkeit auf die unzähligen Geschichten und Schicksale zu lenken, die ohne ihre Arbeit und ihre Erzählungen weder sichtbar noch begreifbar wären – insofern sie es denn überhaupt sein können.

Im Stammlager zeigt sie uns die von Gras bewachsenen Kiesgruben, in denen zu Beginn des Lagerbestehens die Erschießungen stattfanden; den Platz, auf dem das Lagerorchester Marschmusik spielte, wenn die Häftlinge im Laufschrift zur Arbeit gehetzt wurden; wir gehen durch das Krematorium I hindurch, in dem die Vergasungen mit Zyklon B stattfanden, noch bevor die NS-Führung auf der Wannseekonferenz über die „Endlösung der Judenfrage“ entschied; und wir schauen auf die graue, unscheinbarer Dienstvilla des Lagerkommandanten Rudolf Höß, deren einst gehegter Garten unmittelbar an die Mauern des Lagers grenzte.

Nach zweieinhalb Stunden Führung, zu wenig Schlaf und einer langen Anreise, die uns noch in den Knochen steckt, ist das erste Mal Zeit, über die immense Dichte an Eindrücken zu sprechen. Die Schüler erzählen von ihrer Scham, Ekel beim Anblick der geschorenen Haare empfunden zu haben; fragen, welche Experimente in den Krankenlagern stattfanden; und sie vergleichen das Gesehene mit anderen Orten des Schreckens wie dem Foltergefängnis „Saidnaya“ unter dem Assad-Regime. Wir hören uns gegenseitig zu, ohne für alles eine Antwort zu finden.

Mit dem Shuttle-Bus fahren wir in das drei Kilometer entfernte Vernichtungslager. Auschwitz-Birkenau. Bis zu 100.000 Häftlinge wurden hier gleichzeitig untergebracht, über eine Million Menschen ermordet. Selbst die Größe des Lagers, vor deren Weite man selbst gestanden haben muss, vermittelt nur eine Ahnung dieser Dimensionen. Die Bahngleise, auf denen die Güterwagons neues „Menschenmaterial“ beförderten, endeten seit 1944 im Inneren des Lagers – und sie legen noch heute Zeugnis von der industriellen Art und Weise der Vernichtungsmaschinerie ab. Besonders das Schicksal der im Mai 1944 aus Ungarn deportierten Juden, der größte Opfergruppe des Lagers, berührt uns. Nur ein Bruchteil der

476.000 ungarischen Juden, die über diese Rampe in das Lager kamen, waren acht Wochen später noch am Leben.

Wir gehen in die Baracken Typ „Pferdestall“ hinein. Einfache Holzbaracken, die zur Unterbringung von bis zu 1000 Häftlingen dienten – was in etwa der Schülerzahl unserer beiden Standorte entspricht. Wir erfahren von den typischen Durchfallerkrankungen, den Exkrementen, die von der obersten Etage stufenweise nach unten gelangten. Wir sehen die Latrinen, eine endlose Reihe in rauen Beton geschlagener Löcher: Dicht gedrängt, Haut an Haut, hatten die Häftlinge selbst ihre Notdurft auf Befehl zu verrichten.

Am Ende des Hauptweges von Auschwitz Birkenau gelangen wir zu den in Trümmern liegenden Krematorien II und III. Hierhin also kam, wer durch eine einfache Daumenbewegung als „nicht mehr arbeitsfähig“ eingestuft wurde. Von oben können wir in die Entkleidungsräume blicken, in denen die Todgeweihten zur Ordnung gemahnt wurden. Sie sollten im Glauben gelassen werden, dass sie ihre Sachen noch einmal brauchen würden. Die als Duschräume verkleideten Gaskammern, aus denen die aus jüdischen Häftlingen bestehenden „Sonderkommandos“ die blutigen Leichen in Aufzüge hoben, sind unter Trümmern schon nicht mehr sichtbar.

Bozena Kramarzyk, die als junge Frau in der Gedenkstätte zu arbeiten begann, wie das Foto auf ihrem Personalschild zeigt, weicht unseren Fragen zu ihrer Person aus. Sie spricht stattdessen über das Familienlager, die perfide NS-Propaganda und den vergessenen Aufstand der Häftlinge vom 7. Oktober 1944. Als wir am Ende der Führung ankommen, selbstredend ohne alles gesehen zu haben, erklärt sie aber, warum wir hier zusammen sind: Dass Auschwitz nicht noch einmal sei. Dass auch wir Zeugnis über das Geschehene ablegen können.

Eine halbe Stunde dauert der Rückweg bis zum Bahnhof. Es ist mittlerweile wärmer geworden und die Wolkendecke hat sich gelöst. Es ist wieder Zeit für Gespräche, denen sich im Zustand der Ermattung bisher verschlossene Ebenen eröffnen. Und Fragen, die die israelische Jugendgruppen bei uns hinterließen, weil sie im Lager für Fotos posierten, Posen trieben und mit Stolz ihrer Flaggen trugen.

Müde also kehren wir ins Hostel zurück. Müde, aber an Erfahrung reicher. Und deshalb wacher: Für das, was Menschen einander – ohne jeden Affekt – antun konnten, gemeinsam, planmäßig, kooperierend, über Jahre, ohne dass jemand etwas daran zu ändern vermochte, weil ihnen vorher niemand Einhalt geboten hatte.

Am zweiten Tag unserer Reise erkunden wir Kazimierz, das jüdische Viertel Krakaus. Unsere Reisebegleiterin und Stadtführerin, Julita Rarek, warmherzig und bestens vernetzt, zeigt uns ihre Wahlheimat mit großer Zugewandtheit. Wir gehen durch die sogenannte „Schindlergasse“, lernen trendige Cafés kennen, die einst jüdische Gebetshäuser gewesen sind und bekommen einen Einblick in die Architektur orthodoxer Synagogen. Immerhin hatten zehn Prozent der polnischen Bevölkerung vor dem Zweiten Weltkrieg einen jüdischen Glauben. In einem der vielen Hinterhöfe des Quartiers spricht Julita, wie wir sie nennen dürfen, nochmal von der Geschichte Oskar Schindlers. Seinem persönlichen Nutzen, seinem Charakter und seinem Schicksal. Mithin verweist sie auf die vielen anderen Polen, die ihr Leben für jüdische Menschen riskierten und konfrontiert uns mit der Frage, wer von uns dazu bereit gewesen wäre? Heißt es nicht bei Zygmunt Baumann, dass erst diese Bereitschaft, „für andere zu sterben“, den „Augenblick des moralischen Erwachens“ markiert?

Auf dem Programm stehen der Besuch des Jewish City Center, dass sich um den Erhalt der jüdischen Kultur in Krakau bemüht und Holocaust-Überlebenden Unterstützung im Alltag bietet, sowie eine Führung durch das Museum Galicia, dass in einer Ausstellung den regional unterschiedlichen Umgang mit der Geschichte des jüdischen Lebens thematisiert. Vier Freiwillige aus Deutschland und Österreich,

die im Museum Galicia ihr Freiwilliges Soziales Jahr absolvieren, zeigen uns auf, welche Möglichkeiten ein FSJ im Ausland eröffnet.

Bevor wir am Abend zum großen Buffett zusammenkommen, dass Julita für uns vorbestellt hat, besuchen wir eine traditionelle Mikwe und diskutieren leidenschaftlich über die Rolle der Frau im Judentum. Warum gilt eine Frau in den ersten beiden Wochen nach ihrer Periode als „unrein“? Wie egalitär ist die Geschlechterordnung? Die Gespräche werden wir noch bis Mitternacht weiterführen. Dazwischen werden wir mit- und übereinander lachen, Fotos machen, Souvenirs kaufen und Ärger von der Rezeption bekommen.

Am dritten Tag unserer Reise geht es wieder zurück. Weil unsere Bahn in Leipzig ausfällt, steigen wir in Elsterwerda um, einer Kleinstadt in der Niederlausitz. Ach ja, die Niederlausitz, Südbrandenburg, war da nicht etwas? Rechtsextreme, die besonders bei Jugendlichen an Boden gewinnen? Nach dem Umstieg ist Zeit für letzte Tagebucheinträge. Neben den Büchern über Palästina liegen nun Berichte von Überlebenden und Zeitzeugen. Neue Fragen und Leerstellen sind an den Platz von alten Gewissheiten getreten. Und vielleicht ist es genau das, was ein Besuch von Auschwitz bewirken soll.